

Garth Stein

Enzo

**Die Kunst,
ein Mensch zu sein**

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Werner Löcher-Lawrence

Knauer Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
The Art of Racing in the Rain bei HarperCollins, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2010
Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2008 by Bright White Light, LLC
Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe bei Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Alexandra Dohse, www.grafikkiosk.de
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50019-4

2 4 5 3 1

Für Muggs

Diese Geschichte ist frei erfunden. Alle Bezüge auf wirkliche Personen, Geschehnisse, Institutionen, Organisationen oder Orte dienen allein dazu, dem Erfundenen etwas Wirkliches, Authentisches zu verleihen, sind aber ebenfalls frei erfunden. Alle übrigen Namen, Personen, Orte, Dialoge und Vorfälle in diesem Buch entspringen der Phantasie des Autors.

»Mit deiner Geisteskraft,
deiner Entschlossenheit,
deinem Instinkt
und auch deiner Erfahrung
kannst du alle beflügeln.«

Ayrton Senna

1

Gesten sind alles, was ich habe. Manchmal müssen sie besonders eindrucksvoll ausfallen, und wenn ich dabei die Grenze zum Melodramatischen überschreite, dann nur, weil mir sonst keine Wahl bleibt, will ich mich klar und wirksam mitteilen und nicht irgendwelche Fragen ernten. Auf Worte kann ich mich nicht verlassen, denn mir wurde, sehr zu meinem Kummer, eine lange, flache, lose Zunge geschenkt, die kaum dazu taugt, beim Kauen das Essen im Mund herumschieben, geschweige denn, dass sie mir erlauben würde, kluge, komplizierte, mehrsilbige Geräusche zu erzeugen, die sich zu Sätzen verbinden ließen. Und deshalb liege ich jetzt hier und warte, dass Denny nach Hause kommt. Er sollte bald hier sein. Auf den kühlen Küchenfliesen liege ich, in einer Pfütze meines eigenen Urins.

Ich bin alt, und wenn ich auch gut noch älter werden könnte, will ich doch so mein Leben nicht fristen. Vollgepumpt mit Schmerzblockern und Steroiden, um das Anschwellen der Gelenke zu mindern. Den Blick vom grauen Star getrübt. Mit dicken, in Plastik eingeschweißten Paketen Hundewindeln im Abstellraum. Ich bin sicher, Denny würde mir einen von den kleinen Karren kaufen, die ich schon einmal auf der Straße gesehen habe, die, auf denen

ein Hund seinen Hintern hinter sich herziehen kann, wenn die Beine nicht mehr wollen. Das ist demütigend und erniedrigend. Ich weiß nicht, ob es schlimmer ist, einen Hund für Halloween zu verkleiden, aber es kommt dem nahe. Natürlich würde er es aus Liebe tun. Ich bin sicher, er würde mich so lange am Leben erhalten wie nur möglich, auch wenn mein Körper um mich herum verfällt, sich auflöst und zersetzt, bis nichts mehr da ist, nur noch mein Gehirn, das in einem Glas mit klarer Flüssigkeit schwimmt, während die Augen an der Oberfläche umhertreiben und alle möglichen Kabel und Schläuche meine letzten Überbleibsel ernähren. Ich will nicht am Leben erhalten werden. Weil ich weiß, was danach kommt. Ich hab's im Fernsehen gesehen. Ausgerechnet in einer Dokumentation über die Mongolei. Es war die beste Sendung, die ich je gesehen habe, ausgenommen natürlich den Grand Prix von Europa 1993, als Ayrton Senna bewies, was für ein genialer Regenfahrer er war. Aber nach dem Grand Prix von 1993 war diese Dokumentation das Beste überhaupt. Sie hat mir alles erklärt, alles klargemacht, mir die ganze Wahrheit erzählt: Wenn ein Hund sein Hundeleben beendet, wird er im nächsten Leben ein Mensch.

Ich habe mich immer schon fast wie ein Mensch gefühlt. Ich habe immer schon gewusst, dass ich anders bin als andere Hunde. Sicher, ich stecke in einem Hundekörper, aber das ist nur die Hülle. Das Innere ist wichtig. Die Seele. Und meine Seele ist sehr menschlich.

Ich bin so weit. Ich bin bereit, ein Mensch zu werden, obwohl mir klar ist, dass ich damit alles verliere, was mich bisher ausgemacht hat. All meine Erinnerungen und meine

Erfahrungen. Ich habe zusammen mit den Swifts so viel erlebt, was ich gerne in mein nächstes Leben mitnehmen würde. Aber das liegt nicht in meiner Macht. Was mehr kann ich tun, als mich intensiv zu erinnern versuchen? Mir mein Wissen tief in die Seele zu prägen, die keine Oberfläche, keine Seiten, keine Blätter oder sonst irgendeine Form hat? All meine Erinnerungen so tief in den Taschen meiner Existenz zu vergraben, dass ich beim ersten Öffnen der Augen, wenn ich auf meine neuen Hände mit ihren Daumen sehe, die sich fest um die Finger zu schließen vermögen, gleich Bescheid weiß? Es gleich sehe?

Die Tür öffnet sich, und ich höre sein vertrautes Rufen: »Hallo, Zo!« Gewöhnlich kann ich nicht anders, als kurz meine Schmerzen zu vergessen, mich auf die Beine zu hieven, mit dem Schwanz zu wedeln, die Zunge hechelnd heraushängen zu lassen und meine Schnauze zwischen seine Beine zu drücken. Es verlangt eine fast schon menschliche Willensanstrengung, mich in diesem Moment zurückzuhalten, aber ich tue es. Ich halte mich zurück. Ich stehe nicht auf. Ich schauspielere.

»Enzo?«

Ich höre seine Schritte, die Besorgnis in seiner Stimme. Er findet mich und sieht auf mich herab. Ich hebe den Kopf und wedele schwach mit dem Schwanz, der auf den Boden klopft. Ich spiele meine Rolle.

Er schüttelt den Kopf, fährt sich mit der Hand durchs Haar und stellt die Plastiktüte ab, in der sein Abendessen ist. Ich rieche Grillhähnchen. Heute Abend isst er Grillhähnchen und Eisberg Salat.

»Oh, Enz«, sagt er.

Er langt herunter zu mir, geht in die Hocke und krault mich, wie er es immer tut, in der Falte hinter dem Ohr, und ich hebe den Kopf und lecke ihm den Unterarm.

»Was ist los, Junge?«, fragt er.

Gesten können das nicht erklären.

»Kannst du aufstehen?«

Ich versuche es und schaffe es nicht. Mein Herz fängt an zu rasen, macht einen Satz, weil nein, es geht nicht. Ich dachte, ich täte nur so, aber es geht wirklich nicht. Scheiße. Das Leben kopiert die Kunst.

»Keine Panik, Junge«, sagt er und legt mir die Hand auf die Brust, um mich zu beruhigen. »Ich bin ja da.«

Er hebt mich ohne Probleme hoch und wiegt mich in den Armen.

Ich kann riechen, wie er den Tag verbracht hat. Ich kann alles riechen, was er getan hat. Seine Arbeit, die Werkstatt, in der er den ganzen Tag hinter der Theke steht und die Kunden anlächelt, die ihrer Wut Luft machen, weil ihre BMWs nicht richtig funktionieren und es zu viel kostet, sie reparieren zu lassen. Das regt sie so auf, dass sie einfach jemanden anschreien müssen. Ich kann sein Mittagessen riechen. Er war in dem indischen Selbstbedienungrestaurant, das er so gern mag. Essen, so viel du kannst. Es ist billig, und manchmal nimmt er eine Dose mit und klaut eine Extraportion Tandoori-Chicken und gelben Reis fürs Abendessen. Ich kann Bier riechen. Er muss unterwegs noch irgendwo gewesen sein. Ich kann auch Tortillachips in seinem Atem riechen. Das passt zusammen. Gewöhnlich fällt mir genau auf, wenn er später kommt, aber heute habe ich nicht darauf geachtet, wegen all der Gefühle.

Er setzt mich sanft in die Wanne, dreht die Handdusche auf und sagt: »Ganz ruhig, Enz.«

Er sagt: »Tut mir leid, dass ich mich verspätet habe. Ich hätte gleich nach Hause kommen sollen, aber die Jungs von der Arbeit wollten keine Ruhe geben. Ich habe Craig erzählt, dass ich kündige ...«

Er verstummt, und ich begreife, dass er denkt, mir geht es so, weil er zu *spät* war. O nein. So war es nicht gemeint. Es ist so schwer, sich mitzuteilen. Alles kann als Geste verstanden werden, wobei sie auszuführen das eine ist, ihre Interpretation das andere und beides so eng zusammenhängt, dass die Sache wirklich sehr schwierig wird. Ich wollte ihm kein schlechtes Gewissen bereiten. Ich wollte nur, dass er das Offensichtliche sieht: dass es in Ordnung ist, wenn er mich gehen lässt. Er hat so viel durchgemacht, und jetzt hat er es endlich hinter sich. Da sollte er sich auch wegen mir keine Sorgen mehr machen müssen. Ich muss ihn freigeben, damit er seine Klasse zeigen kann.

Er ist brillant, wunderbar und so schön anzusehen, wenn er mit den Händen nach etwas greift, einfach nur dasteht, seine Zunge Dinge sagen lässt oder so lange auf seinem Essen kaut, bis es wie eine Paste ist. Erst dann schluckt er es hinunter. Ich werde ihn und die kleine Zoë vermissen, und ich weiß, ihnen wird es mit mir genauso gehen. Aber ich darf mir meinen großen Plan nicht durch Gefühlsduseligkeit verderben lassen. Wenn das hier geschafft ist, wird Denny frei sein, kann endlich sein Leben leben, und ich werde in neuer Form auf die Welt zurückkommen, als Mensch, und ich werde ihn finden, ihm die Hand schüttern und sagen, wie talentiert er doch ist, und schließlich

werde ich ihm noch zuzwinkern: »Einen schönen Gruß von Enzo.« Wenn ich mich dann wegdrehe und davongehes, wird er mir hinterherrufen: »Kenne ich Sie? Sind wir uns schon einmal begegnet?«

Nachdem er mich gebadet hat, wischt er den Küchenboden, und ich sehe ihm zu. Er gibt mir mein Fressen, das ich wieder mal zu schnell herunterschlinge, und setzt mich vor den Fernseher, während er sich sein Abendessen zubereitet.

»Wie wär's mit einem Video?«, sagt er.

»Ja, ein Video«, sage ich, aber natürlich hört er mich nicht. Er legt eine Kassette von einem seiner Rennen ein, drückt auf Wiedergabe, und wir schauen es uns an. Es ist eines meiner Lieblingsvideos. Während der Aufwärmrunde ist die Strecke trocken, aber dann, kurz bevor die grüne Flagge geschwenkt und das Rennen freigegeben wird, ist da plötzlich eine Regenwand, ein Wolkenbruch, der die Bahn überschwemmt, und alle Wagen um Denny herum geraten ins Schleudern und landen in den Strohhallen. Nur er fährt weiter, als fiel nicht ein Tropfen auf ihn, als wüsste er ein Zauberwort, um das Wasser aus seiner Bahn zu wischen. Genau wie beim 1993er Grand Prix von Europa, als Senna gleich in der Eröffnungsrunde vier Wagen überholte, vier der besten Fahrer in ihren Superwagen: Schumacher, Wendlinger, Hill, Prost, alle ließ er stehen. Als wüsste er ein Zauberwort.

Denny ist so gut wie Ayrton Senna. Aber keiner sieht es, weil er zu viel Verpflichtungen hat. Er hat seine Tochter Zoë, und früher hatte er seine Frau, Eve, die krank wurde und starb. Und er hat mich und wohnt in Seattle, obwohl

er doch woanders leben sollte. Dazu der Job. Aber manchmal fährt er weg und kommt mit einem Pokal zurück. Den zeigt er mir, erzählt mir von seinem Rennen und wie er auf der Strecke gegläntzt und den anderen Fahrern in Sonoma, Texas oder Mid-Ohio gezeigt hat, was es wirklich heißt, bei Regen Rennen zu fahren.

Als das Video zu Ende ist, sagt er: »Komm, drehen wir eine Runde«, und ich versuche mich auf die Beine zu hieven. Er hebt meinen Hintern hoch, balanciert mich aus, und dann geht's. Um es ihm zu zeigen, reibe ich ihm mit der Schnauze über den Schenkel.

»Ja, bist mein Enzo.«

Wir verlassen die Wohnung. Der Abend ist kühl, windig und klar. Wir gehen nur bis zur nächsten Straßenecke und wieder zurück, weil meine Hüften so schmerzen, und Denny sieht es. Er weiß Bescheid. Als wir zurückkommen, gibt er mir meine Schlafkekse, und ich kuschle mich in mein Bett auf dem Boden neben seinem Bett. Er greift nach dem Telefon und wählt eine Nummer.

»Mike«, sagt er. Mike ist Dennys Freund aus der Werkstatt, sie arbeiten beide hinter der Theke. Kundenbetreuung nennt man das. Mike ist ein kleiner Mann mit freundlichen Händen, die rosa und immer so gut gewaschen sind, dass sie nach nichts riechen. »Mike, kannst du morgen für mich einspringen? Ich muss noch mal mit Enzo zum Tierarzt.«

Wir waren in letzter Zeit oft beim Tierarzt und haben Medikamente bekommen, die es mir leichter machen sollen, aber das tun sie nicht. Und da sie es nicht tun und angesichts all dessen, was gestern passiert ist, habe ich meinen Masterplan in Gang gesetzt.

Denny verstummt für eine Minute, und als er wieder zu sprechen beginnt, klingt seine Stimme nicht mehr wie seine Stimme. Sie hört sich rau an, als hätte er eine Erkältung oder eine Allergie.

»Ich weiß nicht«, sagt er. »Ich bin nicht sicher, ob er wieder mit zurückkommt.«

Ich kann zwar keine Worte formen, aber ich verstehe sie. Und es überrascht mich, was er sagt, obwohl ich es doch so eingefädelt habe. Einen Augenblick lang bin ich erstaunt, dass mein Plan funktioniert. Es ist das Beste für uns alle, ich weiß es. Denny tut genau das Richtige. Er hat so viel für mich getan, mein ganzes Leben lang. Ich schulde ihm dieses Geschenk. Seine Freiheit. Er soll aufsteigen, Erfolg haben. Wir sind ein schönes Stück zusammen gelaufen, und jetzt ist es vorbei. Was ist daran falsch?

Ich schließe meine Augen und höre im Halbschlaf, wie er die Dinge tut, die er jeden Abend vor dem Schlafengehen tut. Bürsten, spritzen, prusten. So viele Dinge. Die Menschen und ihre Rituale. Sie klammern sich manchmal so fest daran.

2

Er wählte mich aus einem ganzen Knäuel Welpen aus, einem dahintapsenden Gewirr aus Pfoten, Ohren und Schwänzen, auf einem stinkenden Feld hinter einer Scheune bei einer Stadt namens Spangle im Osten des Staates Washington. Ich erinnere mich nicht mehr an viel dort, nur an meine Mutter, eine schwere Labradorhündin mit herabhängenden Zitzen, die hin und her pendelten, wenn ihr gesamter Wurf, mich eingeschlossen, Jagd auf sie machte. Ehrlich gesagt, schien uns unsere Mutter nicht sehr zu mögen. Es war ihr ziemlich egal, ob wir tranken oder verhungerten. Sie wirkte erleichtert, wann immer einer von uns verschwand. Das machte einen jaulenden Säuger weniger, der ihr nachstellte, um ihr die Milch aus dem Körper zu saugen.

Meinen Vater kenne ich nicht. Die Leute von der Farm erklärten Denny, er sei eine Mischung aus Schäferhund und Pudel, aber das glaube ich nicht. Ich habe da nie einen Hund gesehen, auf den die Beschreibung gepasst hätte. Die Farmersfrau war nett, aber der Farmer selbst, das Alphamännchen, war ein gemeiner Mistkerl, der dir in die Augen sah und selbst dann noch log, wenn die Wahrheit für ihn besser gewesen wäre. Er erklärte lang und breit, welche Hunderassen denn nun intelligenter seien, und glaubte fest

daran, dass Schäferhunde und Pudel die schlauesten und deshalb attraktiver wären und natürlich wertvoller, wenn man sie »der Anlagen halber mit einem Lab kreuzt«. Was für ein kompletter Unsinn! Jeder weiß, dass Schäferhunde und Pudel nicht besonders schlau sind. Sie sprechen schnell an und tun, was man ihnen sagt, sind aber keine unabhängigen Denker. Besonders die blauäugigen Schäferhunde aus Australien nicht, wegen deren die Leute so ein Theater machen, wenn sie ein Frisbee fangen. Sicher, sie sind gewandt und schnell, aber sie denken nicht über ihren Napf- rand hinaus. Sie sind fürchterlich konventionell.

Ich bin sicher, mein Vater war ein Terrier. Weil Terrier Problemlöser sind. Sie tun, was man ihnen sagt, aber nur, wenn es zu dem passt, was sie sowieso tun wollen. Es gab einen Terrier auf der Farm. Einen Airedale. Groß, braunschwarz und knallhart. Mit dem legte sich keiner an. Er war nicht bei uns auf dem umzäunten Feld hinten, sondern in der Scheune unten beim Bach untergebracht, wo die Männer ihre Traktoren reparierten. Aber manchmal kam er den Hügel herauf, und dann sahen alle zu, dass sie ihm nicht in die Quere gerieten. Bei uns auf dem Feld munkelten sie, er sei ein Kampfhund, den das Alphamännchen von uns getrennt halte, weil er jeden umbringen würde, der auch nur in seine Richtung schnüffelte. Ein einziger dummer Blick, und er würde einem das Fell vom Nacken reißen. Und wenn eine Hündin läufig war, bestieg er sie, ohne sich darum zu scheren, wer ihm dabei zusah oder sich was draus machte. Ich habe mich oft gefragt, ob er es war, der mich gezeugt hat. Ich habe seine braunschwarze Färbung, und mein Fell ist leicht drahtig, so dass die Leute oft sagen, an

mir müsse ein Terrier beteiligt sein. Mir gefällt der Gedanke, dass ich aus einem resoluten Genpool stamme.

Ich erinnere mich noch an die Hitze, die herrschte, als ich die Farm verließ. In Spangle war es immer heiß, und ich war überzeugt davon, die ganze Welt sei so, weil ich keine Ahnung hatte, was Kälte war. Regen hatte ich noch nie erlebt, und ich wusste nicht viel über Wasser. Wasser, das war das flüssige Zeug in den Eimern, aus denen die älteren Hunde tranken, und das Alphamännchen ließ es aus einem Schlauch hervorschießen und bespritzte die Hunde damit, die es auf einen Kampf angelegt hatten. Der Tag, an dem Denny auftauchte, war besonders heiß. Wie immer rangelte ich mit meinen Geschwistern herum, als eine Hand in den Haufen griff und mich im Genick erwischte. Plötzlich hing ich hoch in der Luft.

»Den hier«, sagte eine Stimme.

So erhaschte ich den ersten Blick auf den Mann, der mein Leben bestimmen sollte. Er war schlank, kräftig, hager. Kein Riesenkerl, aber er wusste, was er wollte. Er hatte lebendige, eisblaue Augen. Sein wirres Haar und der kurze, ungepflegte Bart waren dunkel und drahtig wie bei einem Irish Terrier.

»Das ist der Beste aus dem Wurf«, sagte die Farmersfrau. Sie war wirklich nett. Ich mochte es immer, wenn sie uns auf ihren weichen Schoß nahm und mit uns schmuste. »Der Süßeste. Der Beste.«

»Wir wollten ihn schon behalten«, sagte das Alphamännchen und kam mit seinen matschverkrusteten Stiefeln heran. Er flickte gerade den Zaun unten am Bach. Den Satz sagte er jedes Mal. Gott, ich war erst zwölf Wochen alt,

trotzdem hatte ich den Satz schon etliche Male gehört. Er benutzte ihn, um mehr Geld zu bekommen.

»Geben Sie ihn mir?«

»Wenn Sie genug zahlen«, sagte das Alphamännchen und blinzelte in den von der Sonne blassblau gebleichten Himmel. »Wenn Sie genug zahlen.«